

# OSTTIROLER HEIMATBLATTER

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

Nummer 12/1996

64. Jahrgang

Wilhelm Sydow

## Die Baugeschichte der St. Helenenkirche bei Oberlienz

Der ungewöhnliche Standort der Helenenkirche auf einer Rückfallkuppe hoch im Wald mit weitem Blick über dem Schleinitz-Schwemmkegel ließ u. a. Franz Kollreider an die mögliche Überschichtung eines vorchristlichen Heiligtumes denken<sup>1</sup>. Eine weit zurückreichende Geschichte des Platzes legte auch ein schon lange bekannter, am Hang des Hügels gefundener römischer Schlüssel nahe<sup>2</sup>. Auch die Vieh, Fruchtbarkeits- und Wetteranliegen geltende Wallfahrt hätte ebenso wie der besondere Karsamstagsritus in diese Richtung deuten können<sup>3</sup>. Nichts davon lassen hingegen die verschiedenen, mit der Gründung der Kirche in Verbindung stehenden Legenden vermuten. Die ausführlichste bringt den Bau mit der Sühne eines Görzer Grafen für einen Mord in Zusammenhang. Eine Klärung dieser Fragen, aber auch der Baugeschichte, war nur von einer Grabung zu erwarten, die im September 1996 anlässlich der geplanten Innenrenovierung möglich wurde. Dabei fanden sich Reste eines romanischen Vorgängerbaues, der vor Errichtung der heutigen, im wesentlichen gotischen Kirche zwei Veränderungen erfuhr. Von der ältesten Anlage war der Grundriß des quadratischen Chores (lichte Maße 2,80 x 2,80 m) im Nord- und Ostfundament (Stärke 0,90 m) erhalten (Abb. 2). Die Lage der ausgerissenen südlichen



Außenansicht von St. Helene; Aufnahme von 1970.

Foto: M. Pizzinini

Wand konnte über den Fundamentgraben gesichert werden. Dieser war rund 20 cm in den gewachsenen Boden eingetieft<sup>4</sup>, der von Süden nach Norden um etwa 20 cm abfiel. Die Nordmauer des Chores wies stellenweise einen leichten Fundamentvorsprung auf, der in durchschnittlich 50 cm Tiefe lag. Das Mauerwerk des Gründungsbaues bestand aus Lesesteinen sehr verschiedener Größe, die sorgfältig und meist in geringem Abstand in bräunlichem Mörtel verlegt waren. Am Nordende der Ostwand war noch etwas Putz erhalten, der bis in eine Tiefe von 48 cm reichte. Der ebenfalls quadratische Altar (etwa 1 x 1 m, Unterkante in durchschnittlich 50 cm Tiefe) lag 0,50 m vor der Rückwand. Gegen das Schiff war das Presbyterium durch einen im Norden freigelegten, 0,40 m eingezogenen Triumphbogen abgesetzt. Zu dieser Bauphase gehört nach Mauertechnik und Mörtelzusammensetzung das durchschnittlich 1,25 m breite, ebenfalls teilweise ausgerissene Fundament der Westwand, das im Norden und Süden von den Längsmauern des gotischen Schiffes abgeschnitten war. Das romanische muß deshalb mindestens die Breite des gotischen gehabt haben. Die leichte Südverschiebung des gotischen Chores gegenüber dem älteren ergibt, unter der Voraussetzung eines symmetrischen Grundrisses, in der zeichnerischen

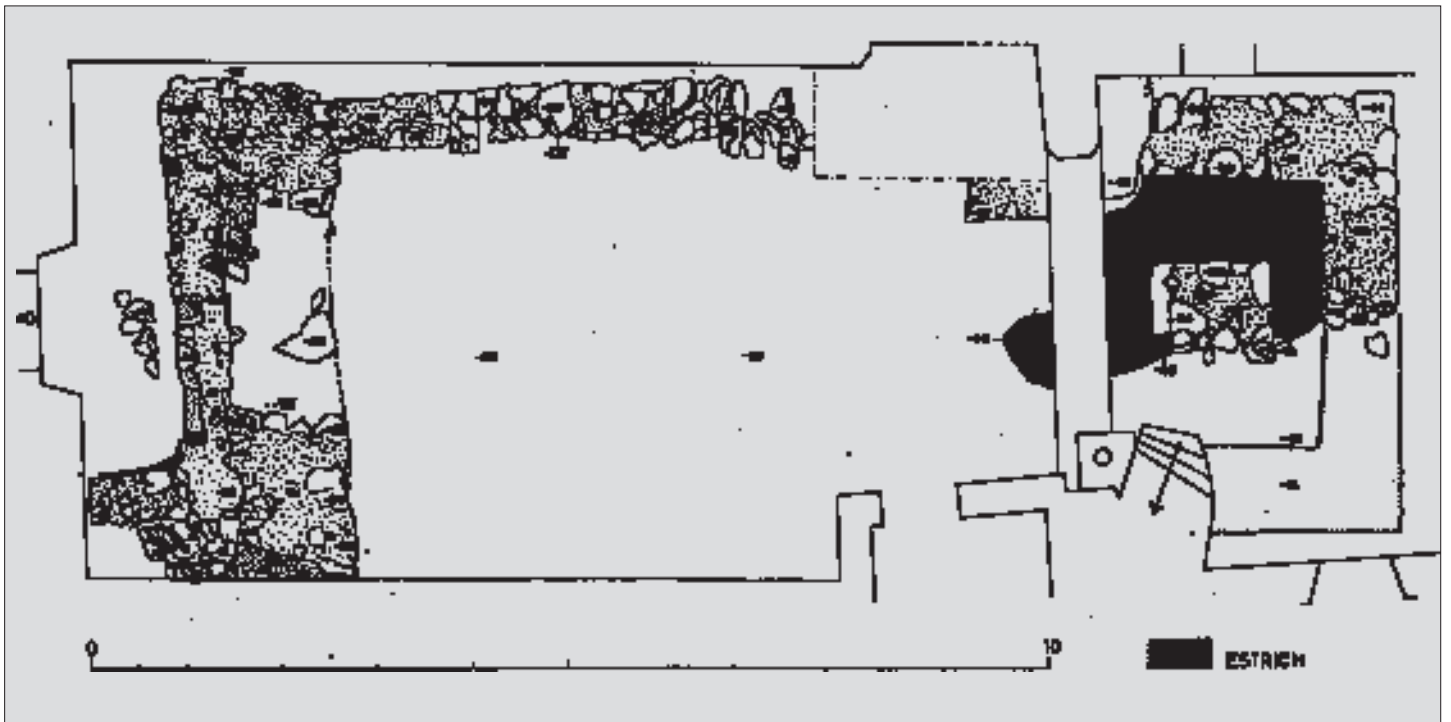


Abb. 2: Oberlienz, St. Helene, steingerechter Grabungsplan.

Alle Zeichnungen: W. Sydow

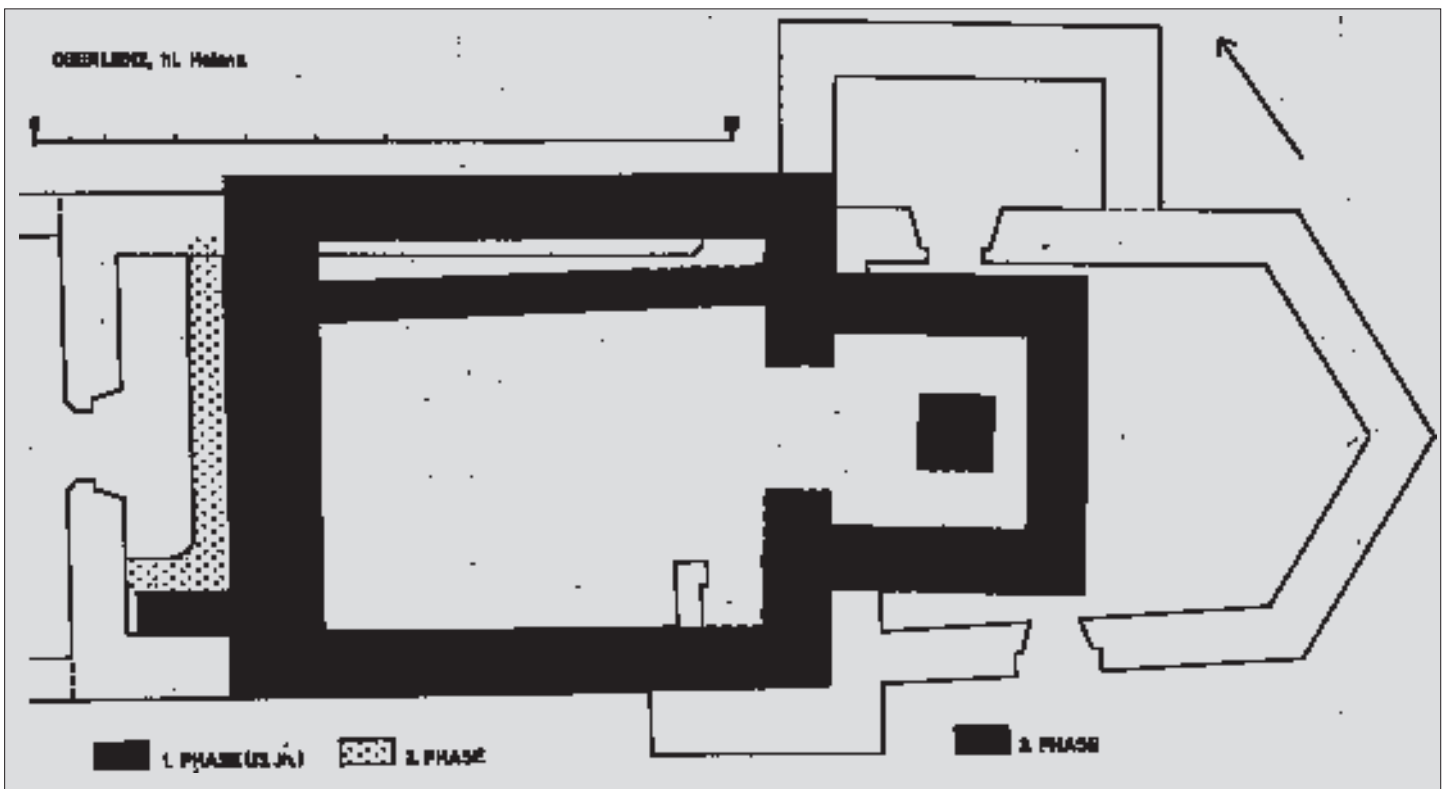


Abb. 3: Bauphasenplan. Ergänzter Mauerverlauf strichliert.

Rekonstruktion (Abb. 3) eine etwas größere Breite (mindestens 5,70 m) des romanischen Schiffes. Dessen lichte Länge hat etwa 6,70 m betragen. Diese sehr gedrückte Proportion ist ungewöhnlich und läßt sich vielleicht mit den besonderen topographischen Verhältnissen auf der nach drei Seiten steil abfallenden Kuppe erklären. Am südlichen Ende der romanischen Westmauer war der Rest eines nach Westen laufenden Fundaments erhalten, das zu einer Vorhalle gehört haben kann, wie sie auch die gotische Kirche aufweist.

Der aus einer starken Rollierung mit abdeckender Mörtelschicht bestehende Boden des ältesten Baues war nur im Nordteil des Chores und in einer kleinen Fläche vor diesem erhalten. Darunter wurde eine nach Nordosten hin stärker werdende kohleversetzte Erdschicht festgestellt (Oberkante in 55 bis 60 cm, Unterkante in etwa 70 cm Tiefe), die auch einige Scherben enthielt. Weil diese im Abstand von etwa 2 m südlich der Nordwand ausreißende Schicht stellenweise leicht bis hinter die Innerecke der Chornordwand reichte, muß sie

schon vor Errichtung der Kirche abgelagert worden sein. Die Scherben sind deshalb eine Datierungshilfe für die Entstehung der ersten Kirche (terminus post quem). Unter den insgesamt 14 Gefäßbruchstücken befanden sich als Ältestes zwei zusammenpassende römische (Abb. 4, 5). Fünf weitere gehören zu einer bisher erst in wenigen Beispielen aus Assling, St. Justina, bekannten, handgeformten Gattung, deren hervorstechendes Merkmal die mit schräg verlaufenden Riefen verzierte Wandung ist (Abb. 4, 2.7.8)<sup>5</sup>. H. Stadler

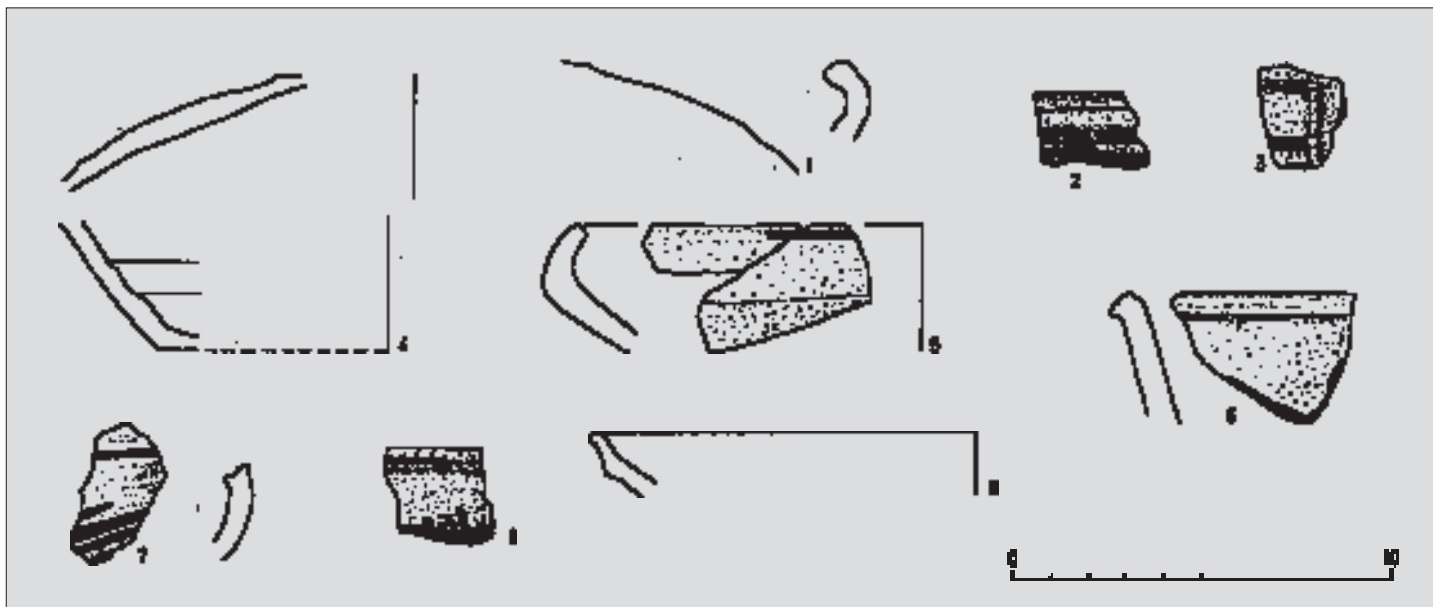


Abb. 4: Oberlienz, St. Helene, Fundkeramik. Maßstab 1:2.

**Katalog:**

Abb. 4, 1: Deckelbruchstück. Ton rötlich-beige, wenig mit sehr feinem Sand gemagert, hart gebrannt, scheibengedreht. Römisch, 2./3. Jh.

Abb. 4, 2: Randscherbe von einem Topf. Ton graubraun, stark mit kleinen Steinchen gemagert, handgeformt.

Abb. 4, 3: Bodenstück mit Marke. Ton im Bruch schwärzlich, Oberfläche graubraun, mit grobem Sand gemagert, handgeformt.

Abb. 4, 4: Wandungsscherbe mit Bodensatz von einem Topf. Ton dunkelgrau, stark mit Sand und auf der Innenseite ausgewitterten Kalkstückchen gemagert, scheibengedreht. Römisch.

Abb. 4, 5: Zwei zusammenpassende Scherben von einer Dreifußschale. Ton wie 4, handgeformt, nachgedreht. Römisch.

Abb. 4, 6: Randscherbe von einer großen Schale. Ton rötlichbeige, schwach mit Sand und kleinen ausgewitterten Kalkpar-

tikeln gemagert. Oberfläche geglättet. Römisch.

Abb. 4, 7: Wandungsscherbe von einem Topf. Ton graubeige, stark mit kleinen Steinchen gemagert, handgeformt.

Abb. 4, 8: Randscherbe von einem Topf. Ton graubraun, stark mit Sand und kleinen Steinchen gemagert, handgeformt.

Abb. 4, 9: Randscherbe von einem Topf. Ton schwärzlich, stark mit Sand und kleinen Steinchen gemagert, sehr rauhe Oberfläche.

datierte diese Ware versuchsweise in das 12./13. Jh. Eine frühere Entstehung ist aber nicht ausgeschlossen. Aus einem anderen Töpferzentrum stammt eine Bodenscherbe mit Marke (Abb. 4, 3). Außerdem wurden sechs atypische schwarze Scherben mit nur 2 mm starker Wandung gefunden. Diese besonders durch die rauhe Oberfläche gekennzeichnete Ware kann nicht vor dem 13. Jh. entstanden sein. Auch im Schiff, wo der dem nach Westen ansteigenden Geländeprofil<sup>6</sup> wahrscheinlich folgende Boden nicht erhalten war, wurden neben Kleintierknochen einige Scherben gefunden, unter denen sich 3 bis 4 römische befanden (Abb. 4, 1.4.6). Die mittelalterliche Keramik war hauptsächlich durch vier Scherben der dünnwandigen Ware, darunter ein Randprofil (Abb. 4, 9) vertreten.

Grundriß und Mauertechnik der ersten Kirche passen sehr gut zu dem von der Keramik nahegelegten Ansatz in das 13. Jh. Der Bau ist demnach nur unwesentlich älter als seine erste urkundliche Nennung (1308).

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde dem romanischen Schiff im Westen ein durchschnittlich 0,50 m breites Fundament aus in hellgrauem Mörtel gebetteten, meist kleineren Steinen, vereinzelt auch Ziegeln, vorgelegt, das im Süden wie das ältere umbiegt. Die zeitliche Abfolge ergibt sich daraus, daß der Mörtel des schwachen Fundaments stellenweise das ältere über-

lagert. Es muß offenbleiben, weshalb es zu diesem Umbau gekommen ist und wie die romanische Westwand in diesen integriert worden ist.

Es fällt auf, daß der archäologische Befund sowohl für diese als auch für die ältere Phase Hinweise auf einen Vorbau gibt, der vielleicht, auch was seine Funktion anbelangt, im gotischen Nachfolger übernommen worden ist. Dessen inschriftlich in das Jahr 1666 datierter Dachstuhl wird einen älteren ersetzt haben. In diesem Raum findet noch heute am Karsamstag die Verteilung kleiner Brote statt, ein Brauch, dessen Ursprung vergessen ist und der vielleicht, wie F. Kollreider vermutete, auf eine grundherrschaftliche Verpflichtung zurückgeht.

Wahrscheinlich durch den nach Norden abfallenden Hang bedingt, muß die Nordwand des romanischen Schiffes noch später so schwere Schäden davongetragen haben, daß eine neue, nach Süden versetzte Mauer errichtet werden mußte. Das zugehörige Fundament (Abb. 2.3) ist nur 0,50 bis 0,60 m breit, reicht aber viel tiefer hinunter als das der romanischen Westwand, die im Nordosten von der jüngeren Konstruktion etwas überlagert ist. Außerdem hob sich die jüngere Phase von der älteren durch den hellgrauen Mörtel ab.

Beide Umbauphasen lassen sich zeitlich nicht genauer eingrenzen. Das heute vorhandene Schiff wurde, nach den Baufor-

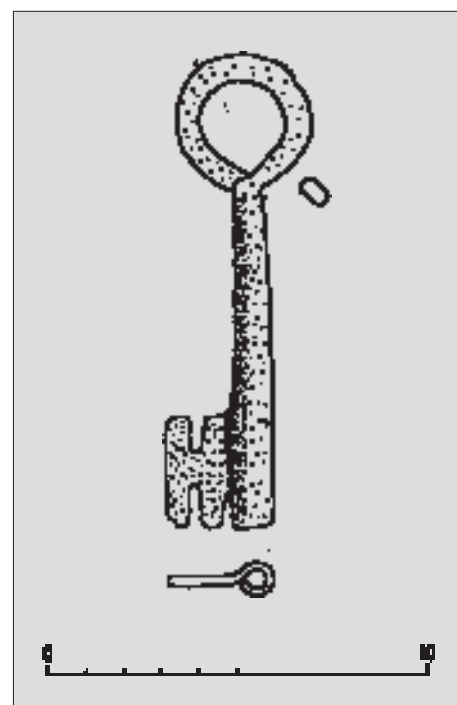


Abb. 5: Romanischer Schlüssel.

men zu urteilen, in der Spätgotik von der Görzer Bauhütte errichtet. Als Auftraggeber ist der Lienzer Stadtrichter der Jahre 1528 und 1537 – 47, Andrä von Graben, durch dessen auf dem Tuffsteinsockel an

der Nordseite angebrachtes Wappen, begleitet von der Jahreszahl 1532, gesichert. Eine Inschrift mit dem Namen desselben Bauherren und der Jahreszahl 1532 ist an der Nordwand des Chores innen vermauert. Wie M. Pizzinini<sup>7</sup> betonte, muß diese Tafel nicht den Chor datieren, der wegen der etwas geringeren Mauerstärke (knapp 0,80 m gegenüber 0,90 m bei der Südwand des Schiffes) und wegen seiner bei einer einheitlichen Planung nicht ohne weiteres verständlichen schwachen Einziehung gegenüber dem Schiff nicht gleichzeitig mit diesem entstanden erscheint. Der Grabungsbefund hat allerdings keine Indizien erbracht, die diese Vermutung erhärten würden. Auf der Nordseite, wo der an drei Seiten umlaufende Fundamentvorsprung des Triumphbogens und der Ansatz der Chornordwand freigelegt werden konnten (im Süden ist die entsprechende Stelle vom Kanzelaufgang überlagert), war keine Fuge zu erkennen. Der zweiseitige Chorschluß kann für eine Datierung nicht herangezogen werden. Er ist in der Gotik ebenso ungewöhnlich wie in einer späteren Stilepoche. Es kann nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, daß das Presbyterium, dessen Innengestaltung auf das 17. Jh. zurückgeht, im Kern älter ist. Vielleicht sind zwei dicht aufeinanderfolgende gotische Bauphasen anzunehmen.

Nach dem jetzt vorgenommenen Abbau des nördlichen Seitenaltares wurde eine später im Ostteil vermauerte, 0,25 m tiefe Nische sichtbar (Abb. 2), die von einem älteren Altar herrühren wird.

Die eingangs erwähnte Frage nach eventuellem Bestehen eines in vorchristliche Zeit zurückgehenden Kultkontinuums war durch die Grabung nicht definitiv zu beantworten. Zwar reicht die erste Kirche nur in das 13. Jh. zurück, die Funde von wahrscheinlich älterer mittelalterlicher Keramik und besonders die römischen Scherben zeigen jedoch an, daß dieser Platz schon früher aufgesucht worden ist. Wegen der im 13. Jh. erfolgten Planierung, bei der fast überall ältere Kulturschichten bis auf den gewachsenen Boden abgegraben wurden, sind genauere Aussagen über die frühere Geschichte des Ortes jedoch unmöglich. Wenn auch die römischen Funde mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf einen Kultplatz zu beziehen sein werden, gibt es für dessen eventuelle Übernahme in christlicher Zeit keinen archäologischen Beleg.

Ein Bau dieser Größe und an einer so schlecht zugänglichen, abgelegenen Stelle wird im 13. Jh. nicht von der Bevölkerung der benachbarten Orte errichtet worden sein. Es muß mit einem Stifter gerechnet



Abb. 6: Blick vom Presbyterium in das Kirchenschiff von St. Helene; Aufnahme von 1970. Foto: M. Pizzinini

werden, der im Kreis des lokalen Adels, etwa der damals in Thurn angesessenen Burggrafen von Lienz, oder gar in den Landesherren, der Grafen von Görz, zu suchen ist. In der oben erwähnten Gründungslegende könnte deshalb, in tendenziöser Verzerrung, ein historischer Kern stecken. Auch die Kirchenpatronin, die hl. Helena, ist eher der aristokratischen als der bäuerlichen Sphäre zuzurechnen. Dieser in Tirol sehr selten verehrten Heiligen ist dort nur noch eine weitere Kirche, die von Nußdorf, geweiht. Vielleicht wird es kein Zufall sein, daß dieses Patrozinium in Tirol auf die Umgebung von Lienz, der Residenz der Görzer Grafen, beschränkt ist.

Für die Anliegen der bäuerlichen Bevölkerung, die mit Bitten um Gesundheit für das Vieh und nach allgemeiner Fruchtbarkeit an diesen Ort wallfahrtete, war eher der Nebenpatron, der hl. Vitus, zuständig. Wohl in Entsprechung zu einem seiner Attribute, dem Hahn, wurde dem Heiligen am Ort Geflügel dargebracht. Die Wahl der hl. Helena als Hauptpatronin erklärte F. Kollreider aus deren Verbindung mit dem Wasser. Im speziellen Fall sei diese Heilige zum Schutz vor Wasserkatastrophen angerufen worden, denen der große Schwemmkegel des Schleinitzbaches ebenso wie der Mündungsbereich des

Debantbaches in besonderem Maße ausgesetzt war. Allgemeiner wurde die hl. Helena um Schutz vor Blitz und Donner angerufen. Ein Bezug zu diesen Naturgewalten ist auch durch die sehr alte Wetterglocke (um 1300) gegeben.

Zum Standort der Kirche sei noch angemerkt, daß diese nicht das Zentrum des Gipfelplateaus einnimmt, sondern so weit an dessen westliche Kante gesetzt ist, daß für die gotische Vorhalle aufwendige Substruktionen nötig wurden. Anscheinend wollte man den östlichen Abschnitt des Plateaus freihalten. An diesem Platz versammeln sich die Gläubigen nach dem Karsamstag-Gottesdienst zu einem Fest. Vielleicht war das auch schon im 13. Jh. so.

Unter den spärlichen Kleinfunden sticht ein über dem Ausrißgraben der südlichen Chormauer gefundener, aus einem Stück Eisenblech geschmiedeter Hohl Schlüssel (Abb. 5) hervor. Nach dem kreisförmigen, flachen Griff zu urteilen, handelt es sich um einen Vertreter des ältesten, vom 9. bis in das 13. Jh. belegten Typ<sup>8</sup>. Sehr ähnliche, in das 12./13. Jh. datierte Vergleichsstücke sind etwa von der Burg Schiedberg (Graubünden) bekannt<sup>9</sup>. Von den Scherben lagen fünf (Abb. 4, 2.3.5.7.8) unter dem romanischen Estrich im Chor, drei weitere (Abb. 4, 4.6.9) wurden im Schiff und eine (Abb. 4, 1) im Abschnitt zwischen älterer und gotischer Westwand gefunden.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> F. Kollreider, Lienzer Buch, 98. Schlern-Schriften (1952) 22 ff.

<sup>2</sup> A. B. Meyer – A. Unterforcher, Die Römerstadt Aguntum bei Lienz in Tirol (1908) 117 mit Hinweis auf ein Manuskript von A. Roschmann (1756) in der Universitätsbibliothek Innsbruck.

<sup>3</sup> So Kollreider, a. O., 22.

<sup>4</sup> Als Nullpunkt für das Nivellement wurde die Schwelle des Westportals gewählt.

<sup>5</sup> H. Stadler, Archäologische Grabungen in St. Justina, Gem. Assling, Osttirol, Archäologisches Korrespondenzblatt 24, 1994, 95 ff., bes. 100 Abb. 3/2; 4/7.

<sup>6</sup> Der gewachsene Boden stand dort mit 33 bis 39 cm Tiefe etwas höher als im Chor an.

<sup>7</sup> M. Pizzinini, Osttirol. Der Bezirk Lienz. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen (1974) 269, datierte den Chor versuchsweise in das 17. Jh.

<sup>8</sup> G. P. Fehring, Unterregenbach. Kirchen. Herrnsitz. Siedlungsbereiche. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 1 (1972) 160 f., Beil. 44/UF 337.

<sup>9</sup> O. P. Clavadetscher – W. Meyer, Das Burgenbuch von Graubünden (1984) Abb. auf S 38.

#### IMPRESSUM DER OHBL.:

Redaktion: Univ.-Doz. Dr. Meinrad Pizzinini. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Anschrift des Autors dieser Nummer: Dr. Wilhelm Sydow, Bodendenkmalpfleger am Landeskonservatorat Tirol (Bundesdenkmalamt), A-6020 Innsbruck, Burggraben 31.

Manuskripte für die „Osttiroler Heimatblätter“ sind einzusenden an die Redaktion des „Osttiroler Bote“ oder an Dr. Meinrad Pizzinini, Albertstraße 2a, A-6176 Völs.